

# Fracking-Gefahr in Tunesien

**ENERGIE** Die Regierung in Tunis will zusammen mit Shell große Gasvorkommen erschließen. Die dafür angewandte Methode verwüstet in den USA riesige Landstriche

VON REINER WANDLER

MADRID taz | Tunesiens Regierung setzt auf unerwarteten Reichtum. Im Landesinneren werden riesige Vorkommen an Schiefergas vermutet. Die Islamisten von Ennahda unter Ministerpräsident Hamadi Jebali verhandeln mit dem internationalen Erdölkonzern Shell.

In den nächsten Wochen soll der Vertrag unterschriftsreif sein. Schon im kommenden Jahr will Shell die ersten drei Bohrun-



So sieht es aus: Fracking-Wüstenei in North Dakota  
Foto: laif/Polaris/Evelyn Hockstein

**Tunesien hat keine Atomkraft, erneuerbare Energien sind teuer**

gen vornehmen. Umweltschützer kündigten bereits Widerstand an. Um das Gas zu lösen, müssen riesige Mengen Wasser und Chemikalien in den Untergrund gepumpt werden. Fracking heißt das umstrittene Verfahren, das im US-Bundesstaat North Dakota zum Einsatz kommt – und dort bereits ganze Landstriche verwüstet.

Shell wolle, so die tunesische Regierung, umgerechnet 10 Milliarden Euro investieren. Die Tagesförderung könne bis 2020 bei 12.000 Barrel liegen. Langfristig seien gar bis zu 70.000 Barrel am Tag möglich. Das würde etwa 4 Prozent des deutschen Gasbedarfs decken.

„Wir haben wenige Alternativen“, sagt Rachid Ben Dali, Generalsekretär für Energie im Industrieministerium. Denn „Tunesien hat angesichts der Gefahren, die sie in sich birgt, auf Atomenergie verzichtet, und die erneuerbaren Energien sind teuer“. Die Regierung rechnet mit einer Zu-

nahme des Energiebedarfs im Land von 6 Prozent jährlich. Das liegt vor allem am Bevölkerungswachstum. Seit den 70er Jahren hat sich die Zahl der Tunesier auf derzeit gut zehn Millionen verdoppelt. Damit wird auch das Trinkwasser knapper. Also muss mehr Meerwasser entsalzt werden – und auch dafür wird Energie benötigt.

Vor wenigen Wochen zogen erstmals Hunderte von Umweltschützern vor das Parlament in Tunis. Sie fordern eine unabhängige Expertenkommission – und verweisen auf Fracking-Verbote in Kanada und Frankreich. Es ist ausgerechnet das Wasser, das den Umweltschützern die größte Sorge bereitet. Um an das Gas zu kommen, werden Chemikalien

mit hohem Druck zusammen mit Wasser und Sand in bis zu 4.000 Meter tiefe Gesteinsschichten gepresst, um diese aufzubrechen. Die Flüssigkeit erzeugt Risse (Fracs), durch die das Erdgas Richtung Oberfläche strömen kann.

Der Abgeordnete Chokri Yaiche warnt vor „zunehmender Wüstenbildung“. Der Umweltwissenschaftler wurde auf der liberalen Liste „Afeq Tounes“ (Horizont Tunesien) in die erste Volksvertretung nach dem Sturz des Diktators Ben Ali gewählt. Je nach Größe der Bohrung werden – so zeigen Erfahrungen in den USA – 4 bis 11 Millionen Liter Wasser benötigt.

„Jedes Bohrloch verbraucht so viel Wasser wie ein Dorf mit tausend Einwohnern“, warnt auch die Wissenschaftlerin und Vorsitzende der tunesischen Umweltinitiative AgricoForest, Assma Mdalssi. Bis zu 700 teils hochgiftige chemische Produkte werden dem Wasser beigegeben. Die Gegnerin des Schiefergasabbaus fürchtet deshalb um Grundwasser und Landwirtschaft.

Die Gegner des Schiefergasabbaus werfen der Regierung vor, das Projekt um jeden Preis durchsetzen zu wollen, um politischen Freunden einen Gefallen zu tun. Denn der größte Einzelaktionär bei Shell ist der staatliche Investitionsfonds aus Katar. Seit Hamadi Jebali Ministerpräsident ist, schließt Tunesien immer wieder Wirtschaftsabkommen mit dem Emirat.

Zuletzt wurden der Fluggesellschaft Qatar Airways weitgehende Privilegien auf den Flughäfen des Landes eingeräumt. Katar soll, so die tunesische Presse, sogar den Wahlkampf von Jebalis islamistischer Ennahda finanziert haben.

## LESERINNENBRIEFE

die tageszeitung | Rudi-Dutschke-Str. 23 | 10969 Berlin  
briefe@taz.de | www.taz.de/Zeitung

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

## Vor allem Mutter

■ **betr.:** „Die Montagsdemonstrantin“, „Sie haben Angst vor weiblicher Lust“, taz vom 1. 12. 12

Mit „Sie haben Angst vor weiblicher Macht“ ist das Interview mit Siri Hustvedt auf Seite 21 der sonntaz übertitelt. Lustig, dass zwei Seiten vorher von einer „Würzburger Mutter“ die Rede ist. Obwohl Jennifer Gabel „fünf Tage die Woche im Marketing“ arbeitet, ist sie wohl vor allem Mutter. Hat die taz beziehungsweise Hannes Vollmuth, der Autor des Artikels, Angst vor weiblicher Macht?

CORINNA SANTA CRUZ, Frankfurt am Main

## Die Quotentaz noch nicht verdaut?

■ **betr.:** „Für viele Lesben bin ich ein rotes Tuch“, „Sexismus ist nicht auf die Männer beschränkt“, taz vom 1. 12. 12

Als lesbisch-feministische taz-Leserin fiel mir die Doppelspitze mit der Doppelschlagzeile „Für viele Lesben bin ich ein rotes Tuch“ und „Sexismus ist nicht auf die Männer beschränkt“ ziemlich verstörend ins Auge, weil sie zwar an zwei bewundernswerte Feministinnen gekoppelt ist, aber diese „Zitate“ auch antifeministisch und frauenspalterisch zu lesen sind. Absicht? Verkaufsfördernd? Schlagen hier tazler zurück, die die Quotentaz noch nicht verdaut haben?

Jedenfalls wären die zwei Innenüberschriften „Schön, wenn die Leute sich aufregen“ (Seite 26/27) und „Sie haben Angst vor weiblicher Macht“ (Siri Hustvedt, Seite 21) als Zwillingssbonnoms auf Seite 1 der Hit gewesen!

Maren Kroymann drückt sich etwas unglücklich aus, wenn sie sagt, dass Lesben „alle in die Frauenbewegung gegangen“ seien. Nein, sie haben sie zum großen Teil getragen! Im Interview vermisste ich leider den Hinweis auf ihre genial-feministische ARD-Serie „Nachtschwester Kroymann“ aus den 90er Jahren, die ziemlich abrupt aus vermutlich vehement antifeministischen Gründen abgesetzt wurde. Und eine ihrer größten Filmrollen kommt am Ende doch zu kurz, die aus „Verfolgt“ von Angelina Maccarone.

Nebeneffekt: unbedingt ansehen! Und alle Bücher von Siri Hustvedt lesen! MARIA SCHMIDT, Berlin

## Inhalt stimmt, Sprache nicht

■ **betr.:** „Eine Frau wehrt sich“, taz vom 28. 11. 12, „Westliche Werte“, Leserinnenbrief, taz vom 30. 11. 12

Ich hatte angenommen, nach dem Artikel von Georg Blume gäbe es eine Flut von Protesten. (Nun sind es nur wenige, also schreibe ich doch noch.) Nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Sprache. Zum Thema Frauen zur Abtreibung zwingen und der Misshandlungen von Frau Khurana kann es ja keine zwei Meinungen geben – dennoch ist die generelle Diktion Abtreibung = Mord, viele Abtreibungen = Holocaust der taz wirklich nicht würdig. Und Almut Harth merkt im Übrigen richtig an: Auch die Suggestion, dass eigentlich alle anderen Inder so sind wie Frau Khuranas Mann und Schwiegereltern, dürfte wohl doch übertrieben sein und gehört in die „So sind die Wilden“-Kategorie des Journalismus. SILKE KARCHER, Berlin

## Mangel an Kultursensibilität

■ **betr.:** „Sprachbarrieren im Pflegeheim“, taz vom 3. 12. 12

Es ist wichtig, dass die Bedeutung der kultursensiblen Pflege in der Öffentlichkeit endlich wahrgenommen wird, daher habe ich mich gefreut, als ich den Artikel gesehen habe. Allerdings bin ich enttäuscht von der sehr oberflächlichen und zum Teil unangemessenen Behandlung des Themas – das passt nicht zur taz, die in der Regel doch differenziert und informiert mit migrantenbezogenen Themen umgeht.

Es beginnt mit dem ersten Satz: „Schon länger ist klar, dass viele Gastarbeiter im Alter nicht in ihre Heimat zurückkehren werden.“ Gastarbeiter! Wer verwendet denn dieses Unwort heute noch – ohne es wenigstens in Anführungszeichen zu setzen? Außerdem ärgern mich unpräzise, pauschale Aussagen, die nicht zu gutem journalistischen Schreiben gehören: Pflegerinnen, die „mehrere“ Sprachen sprechen, sind mehr als rar, es geht meist vielmehr darum, jeweils Pflegerinnen einzustellen, die eine der großen Migrantensprachen sprechen. Jemanden, der sowohl Türkisch als auch Russisch kann, wird man kaum finden.

Ein großes Problem besteht in der simplizistischen Auffassung von Kultursensibilität. Als Beispiel für Kultursensibilität wird etwa angeführt: zu wissen, dass man in manchen Wohnungen die Schuhe vor der Haustür ausziehen soll, Tricksereien zu beherrschen, mit denen die PatientInnen „dazu gebracht werden“, Tabletten zu schlucken. Das klingt nach einem Knigge, in dem auch steht, wie man auf dem Basar den richtigen Preis aushandelt. Das beste Beispiel für falsch verstandene Kultursensibilität kommt aber noch: Basteln vor religiösen Festen: „Zu Weihnachten gibt es Sterne, zum Opferfest Schäfchen“. Die PflegerInnen basteln mit den HeimbewohnerInnen Schäfchen – zum Opferfest?! Das habe ich bei meinen (türkischen) Großmüttern, Tanten ... überhaupt nie gesehen! Basteln an sich ist ein kulturspezifisches Konzept, das außerordentlich deutsch ist. Man bastelt weder in der Türkei noch in anderen Ländern, in denen das Opferfest gefeiert wird, schon gar keine Schäfchen! Gerade für Demenzzranke ist es wichtig, an Bekanntes („aus der Jugendzeit“) anzuschließen, mit dem Basteln aber konterkariert man dieses Prinzip. Mich ärgert diese bevormundende, ethnozentrische und verniedlichende Haltung sehr. Es zeigt einmal mehr die fehlende Bereitschaft, sich ernsthaft mit dem anderen auseinanderzusetzen.

DILEK DIZDAR, Professorin für Interkulturelle Germanistik/ Translationswissenschaft, Uni Mainz

# Deutschlands fairste Maus

**ELEKTRONIK** Hersteller von Computern oder Handys kümmern sich bislang kaum um Sozial- und Ökostandards. Eine Frau aus Bayern will das ändern: mit einer sauber produzierten Computermaus

BERLIN taz | Wissen Sie, welche Farbe Ihre Maus hat? Fast jeder hat ein solches Gerät auf seinem Schreibtisch, kaum einer schaut genau hin. Nicht so Susanne Jordan. Die 35-Jährige aus Bichl südlich von München hat drei Jahre ausführlich über Computermäuse nachgedacht. Es hat sie empört, dass es weder Handys noch PCs noch iPads zu kaufen gibt, die nachhaltig hergestellt wurden. Und sie hat nicht nur gedacht, sondern auch gemacht. Nun gibt es ihre fairen Mäuse zu kaufen, für 26,90 Euro das Stück.

## Problematisch sind die Komponenten

Eine Computermaus besteht aus rund 20 Bauteilen wie dem Gehäuse, dem Chip, Schaltern, Kondensatoren und Kabeln. Es sei schwierig, die gesamte Lieferkette zu überblicken, sagt die Geografin, die nebenbei in der Kinderbetreuung und in einem Café arbeitet, um die Entwicklung ihrer Maus zu finanzieren. Die Firma, die die Leiterplatten bestückt, benötigt vorgefertigte Bauteile von Zulieferern, die ihrerseits vorverarbeitete Produkte verwenden. Bei einigen Teilen ist es Jordan geglückt, die Kette fair zu gestalten, bei anderen nicht. „Die Maus ist jetzt zu etwa zwei Dritteln fair“, sagt sie. „Aber ich arbeite weiter daran.“

Fair sind bislang die Leiterplatte, Widerstände, Kondensatoren und Schalter sowie das Zellulosegehäuse, das die Landshuter Werkstätten herstellen. Die Leiterplatten werden von der retext – Regensburg Initiative zur Schaffung von Arbeitsplätzen für psychisch kranke und behinderte Menschen bestückt, die die Mäuse auch montiert.

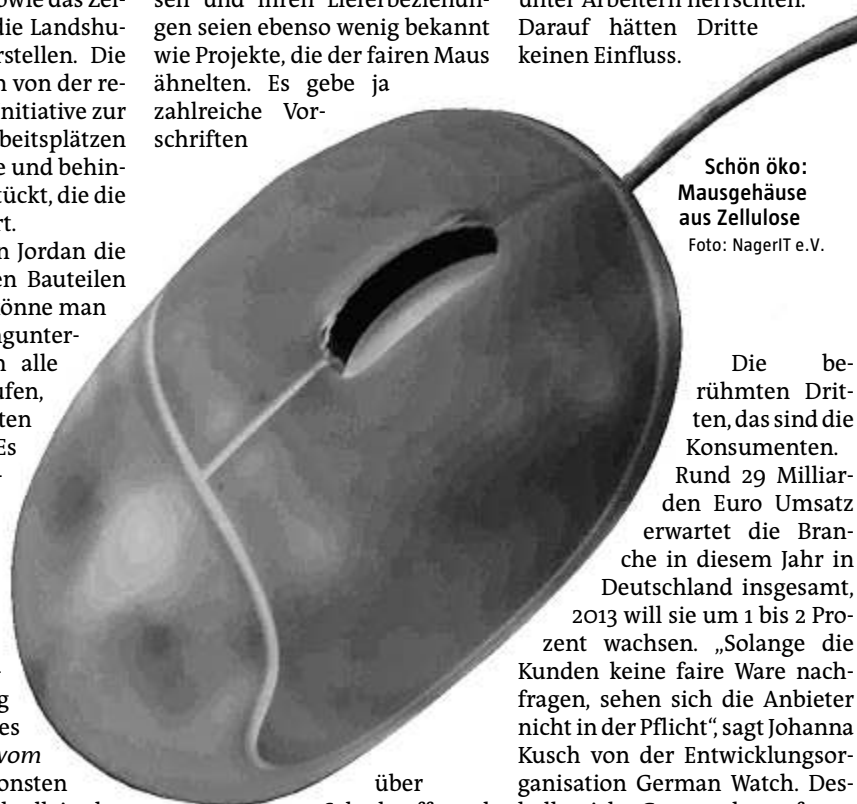
Probleme machen Jordan die Rohstoffe, die in den Bauteilen verbaut sind: Zwar könne man bei einem Recyclingunternehmen in Belgien alle nötigen Metalle kaufen, aber die Komponenten seien ein Problem: „Es gibt recyceltes Kupfer, aber keine USB-Kabel aus recyceltem Kupfer.“

Offenbar fehlt die Nachfrage. In den Niederlanden bemüht sich die gemeinnützige Waag Society um ein faires Smartphone (taz vom 13. 11.), doch ansonsten steht Jordan ziemlich allein da. In der Elektronikbranche sind Arbeitsbedingungen und Umweltstandards trotz zahlreicher Skandale vom Bergbau in Südafrika bis zu den Fabriken von Foxconn bislang kaum ein Thema. Beim Branchenverband Bitkom

heißt es, genauere Daten von Herstellern von Computermäusen und ihren Lieferbeziehungen seien ebenso wenig bekannt wie Projekte, die der fairen Maus ähnelten. Es gebe ja zahlreiche Vorschriften

pflegen, in denen Kinder arbeiten oder hohe Selbstmordraten unter Arbeitern herrschten. Darauf hätten Dritte keinen Einfluss.

Schön öko: Mausgehäuse aus Zellulose  
Foto: NagerIT e.V.



Die berühmten Dritten, das sind die Konsumenten.

Rund 29 Milliarden Euro Umsatz erwartet die Branche in diesem Jahr in Deutschland insgesamt, 2013 will sie um 1 bis 2 Prozent wachsen. „Solange die Kunden keine faire Ware nachfragen, sehen sich die Anbieter nicht in der Pflicht“, sagt Johanna Kusch von der Entwicklungsorganisation German Watch. Deshalb sei der Gesetzgeber gefragt.

Auf den will Jordan nicht warten. Sie bietet erst einmal 3.000 Mäuse übers Internet an – in der Hoffnung, andere zu inspirieren. Faire Elektronik herzustellen, hat sie gelernt, ist schwierig. Aber es geht.

HEIKE HOLDINGHAUSEN